

Jahz. Pfeiffer Blatt Nr. 12 / 1995
Steffen Schramm 85. Jahrg.
Bannenbergsstraße 17, 76855 Annweiler

Kirchliche Internatsschulen - Impressionen aus USA, Großbritannien und Deutschland

Pfarrerinnen und Pfarrer kennen eine Vielzahl von kirchlichen und nichtkirchlichen Einrichtungen aus eigener Erfahrung: Gemeinden, Diakoniestationen, Krankenpflegevereine, staatliche Schulen, Jugendhäuser und vieles andere mehr. Aber kirchliche Internatsschulen?

Warum nicht einmal von solchen Schulen erzählen, von ihren Besonderheiten, ihrer Finanzierung, ihren Internaten, ihrer kirchlichen Anbindung?

»Go and get him«, schreit John, als der Spieler der gegnerischen Mannschaft an den Ball kommt und auf die Schlußlinie der Cardinals zurennt, und erleichtert: »He's got him«, als der blaue von einem roten gefällt und dann unter einem Pulk weiterer Cardinals begraben wird, bis kein Blau mehr zu sehen ist. Heute abend hat sich John freigenommen und denkt nicht an seine 30 Lawns, die er zusammen mit seiner Familie nach Feierabend macht. Mit drei Kindern auf dem College kommt man mit einem Lehrergehalt nicht hin - schon gar nicht, wenn man an einer kirchlichen Schule arbeitet. Lawns machen, Rasen mähen, das ist eine relativ einfache Art, sich noch etwas hinzuzuverdienen.

Auf den Rängen jubeln Eltern und Mitschüler gemeinsam ihrer Mannschaft zu, als die Car-

dinals mit dem eierförmigen Ball in Richtung gegnerische Torlinie stürmen. Die Cheerleaders werden lauter, skandieren einen neuen Schlachtruf zum Tanz. Das Publikum geht mit. Auf den Rängen sitzt fast die gesamte Schule: die Schüler, fast das gesamte Kollegium mitsamt Schulleiter und sehr viele Eltern.

»He made it«, jubelt John, als ein Cardinal sich über die gegnerische Torlinie wirft, den Football fest in die Armbeuge geklemmt. Eine Beifallswelle brandet übers Spielfeld. »That guy is phantastic«, höre ich hinter mir. David, der Star der Mannschaft, hat mal wieder gepunktet. Daß die ganze Schulgemeinde bei den Footballspielen freitagsabends zuschaut, ist eine Selbstverständlichkeit. Und ebenso selbstverständlich ist das Gebet der Mannschaft nach dem Sieg, gesprochen vom Coach, um den herum die schulterbepolsterten Oberstufenschüler mit abgenommenen Helmen auf dem Rasen knien. David war an diesem Abend noch öfter erfolgreich.

Wir sind in Saginaw, Michigan, USA. In einem Wohngebiet in der Nähe des sterbenden Stadtzentrums liegt das Michigan Lutheran Seminary (MLS) der Wisconsin Synod der Lutherischen Kirche. In einem großen, verwinkelten Gebäude sind Schule und Internat untergebracht, die geräumige Bibliothek und eine Cafeteria, in der alle Schüler mittags essen. Direkt hinterm Schulgebäude das große Footballfeld, tagsüber Ort des Sportunterrichts.

Doch die Schulgemeinde ist nicht nur freitags bei den Footballspielen versammelt. Jeden Morgen trifft man sich in der Chapel zum Gottesdienst. Und es stört keinen, daß nebeneinander in den Commons, der Pausenhalle, die zwei Fernseher weiterlaufen, die hier immer laufen. Am Gottesdienst nehmen alle Schulangehörigen teil, vom Schulleiter bis zum Hausmeister. Das Sekretariat ist während dieser Zeit selbstverständlich geschlossen. Die Predigt halten Pfarrer, die als Lehrer an der Schule arbeiten, aber auch Religionslehrer und natürlich auch der Schulleiter. Schüler werden für Bibellesungen und Gebete eingesetzt, oder als Usher, als eine Art Saaldiener,

die den disziplinierten Ein- und Auszug der über 500 Gottesdienstteilnehmer leiten.

In den USA sind vor allem die lutherischen Kirchen, die eigene Schulen unterhalten. »Ein Erbe unserer lutherischen Tradition«, sagt Bill Zeiger, der stellvertretende Schulleiter. Als eine der beiden konservativsten lutherischen Synoden legt die Wisconsin-Synod viel Wert auf eine eigenständige Schulbildung ihrer Gemeindeglieder. Konsequenterweise gibt es nicht nur das MLS als High-School, getragen von der Wisconsin Synod (und im wesentlichen finanziert durch Schulgeld), sondern auch einen kirchlichen Kindergarten und eine kirchliche Grundschule in Saginaw, beide getragen von der örtlichen Gemeinde, die für die Finanzierung ganz auf die Sonntagskollekte angewiesen ist. Die durchschnittlich 800 Gottesdienstbesucher spenden an jedem Sonntag ca. 10000 \$, an Festtagen mehr. Und wer nach der High-School auch eine Universität der Wisconsin Synod besuchen möchte, kann zum Doctor Martin Luther College nach Milwaukee wechseln, auf der andern Seite des Lake Michigan, nördlich von Chicago. Am MLS trifft man denn auch auf Lehrer oder Internatsmitarbeiter, die genau diesen Bildungsweg durchlaufen haben. Ein Zeichen dafür, daß das System funktioniert.

Der tägliche Gottesdienst ist für die meisten Schüler keine aufgesetzte Angelegenheit, sondern das, was sie auch aus ihren Elternhäusern kennen. »My parents wanted me to get a christian education«, sagt Marc aus einer kleinen Stadt, zwei Autostunden von Saginaw entfernt, und er ist nicht der einzige mit dieser Antwort. Bei manchen ist die Sache noch eindeutiger: ihre Eltern sind lutherische Missionare, die irgendwo in Afrika oder Lateinamerika arbeiten. Wer hier Schule oder Internat besucht, hat in der Regel ein kirchliches Elternhaus, und das heißt im amerikanischen Kontext, daß die Eltern aktiv am kirchlichen Leben teilnehmen.

Religion ist Pflichtfach und wird in jeder Jahrgangsstufe vierstündig unterrichtet. In der 9. und 10. Klasse heißt der Religionsunter-

richt »Bible« und besteht aus einem einführungswissenschaftlichen Durchgang durch alle biblischen Bücher: Wer in welcher Situation was zu wem gesagt hat und wie daraus ein Buch geworden ist, darum geht es. In der 11. und 12. Klasse werden dann die »Doctrines« unterrichtet, ein Durchgang durch alle dogmatischen Topoi von der Gotteslehre bis zur Eschatologie, der die Schüler in massiver Form mit der lutherischen Dogmatik vertraut macht, allerdings einer sehr konservativen Version.

Auch daß Deutsch unterrichtet wird, hat theologische Gründe: man will Luther im Original lesen können. Und der Lateinunterricht wird mit sieben anderen Schulen der Wisconsin Synod gemeinsam gestaltet. Per Television wird über eine Direktschaltung von Saginaw aus der Unterricht für die andern Schulen mitgehalten.

Das MLS ist dezidiert auf Kinder aus der eigenen Denomination ausgerichtet und verfolgt das Ziel, Lehrer und Pfarrer für die Wisconsin Synod der Lutheran Church auszubilden - wie immer man dazu stehen mag, das ist immerhin ein klares und schlüssiges Konzept.

Dieses umfassende schulische und universitäre Bildungsangebot »von der Wisconsin Synod für Mitglieder der Wisconsin Synod« stellt in einer nicht-volkskirchlich, kirchlich extrem pluralistischen Umgebung mit über dreihundert protestantischen Denominationen eine überlebensfähige Politik dar; für eine Kirche wie die Wisconsin Synod wahrscheinlich sogar eine überlebens-notwendige Politik.

Sir Peter Ustinow und Sir Andrew Lloyd-Webber wurden an der Westminster School erzogen. Die Rugby School hat Salman Rushdie hervorgebracht. Und Prince William wurde im August 1995 - unter gebührender Anteilnahme der gesamten Nation - in Eaton aufgenommen (und mit ihm der Prinz von Nepal). Alle haben sie ihre berühmten Söhne, die englischen Privatschulen, auch die Pock-

lington School in der Nähe von York im Norden Englands: kein geringerer als William Wilberforce hat hier von 1771 bis 1776 die Schulbank gedrückt, der berühmte Parlamentsabgeordnete, der in seinen 30 Jahren als politischer Vertreter des Wahlkreises Hull das Verbot des Sklavenhandels durchsetzte.

Als Wilberforce in der im vorreformatorischen Jahr des Herrn 1514 von Pfarrer John Dolman gegründeten Pocklington School seinen ersten öffentlichen Brief gegen die Sklaverei verfaßte, war er einer von sechs Internatsschülern und lebte mit dem Schulleiter unter einem Dach. Die Schule selbst hatte zu seiner Zeit ca. 20 Schüler.

Heute leben alleine in den 4 Internatshäusern 150 Schüler, insgesamt besuchen ca. 700 Schüler die mitten im 3000 Seelen-Ort Pocklington gelegene Schule. Riesige Rasenflächen mit Rugby- und Cricketfeldern sowie ein eigenes Schwimmbad und die üblichen Turnhallen zeugen davon, daß Sport hier eine wichtige Rolle spielt. An den sportlichen activities - insgesamt sechst Stunden pro Woche - nehmen deshalb nicht nur alle Schüler, sondern auch alle Lehrer teil.

Schule ist ein nicht unbedeutendes Thema in der englischen Öffentlichkeit. The Guardian bringt jeden Dienstag eine Education-Beilage und die Times hat sogar ihre eigene Education-Zeitung, das TES, das Times Educational Supplement, eine dicke Wochenzeitschrift. Die Qualität der A-Level - vergleichbar unseren Abiturabschlüssen - ist über Wochen Thema auf den Titelseiten der Zeitungen. Universitäten bieten per Inserat ihre freien Studienplätze an, und daß ein Schulleiter einer Schülerin ihr Abiturzeugnis nicht aushändigt, weil der Vater des Mädchens bei der Schule mit 25 000 Pfund in der Kreide steht, landet immerhin noch in der Times auf Seite 3. »After all«, sagt der Schulleiter, »we are a commercial business.« Und das sind Privatschulen hier in der Tat. Nicht nur die Existenz eines Business-Managers weist darauf hin (er oder sie kümmert sich darum, daß die Schulen in gebührender Häufigkeit in Zeitung und Fernsehen er-

scheinen und probates Werbematerial parat ist, und darf nicht mit einer für Abrechnungen zuständigen Verwaltungskraft verwechselt werden. Die gibts noch mal zusätzlich). Man erkennt es auch an den Kosten. Rund 4000 Pfund kostet die Pocklington School für Tagesschüler, 8000 Pfund für Internatsschüler pro Jahr. Mit den Kosten für Kleidung, Heimfahrten und Taschengeld kommt man auf über 20000 Mark pro Jahr für ein Kind im Internat - ein stolzer Betrag, den nur finanziell Bessergestellte aufbringen können.

Grund genug für den linken Guardian, sich über die königliche Entscheidung zu mokieren, Prinz William nach Eaton zu schicken, eine Schule, die ihren akademischen Standard zwar angehoben hat, aber immer noch eine Schule der Finanzelite Englands ist. Mit dieser Entscheidung, so der Guardian, habe die königliche Familie der Trennung von staatlichen und privaten Schulen weiteren Vorschub geleistet, was verheerend für das Schulwesen sei und der Grund dafür, daß England in einem internationalen Ländervergleich von 45 Staaten nur auf dem 38. Platz gelandet sei, was die Chancengleichheit im Bildungswesen angehe.

Ca. 20% aller Schüler besuchen eine private Schule mit Klassengrößen zwischen 8 und 15 Schülern. Ein A-Level-Kurs - eine Art Leistungskurs, der achtstündig unterrichtet wird, Nebenfächer gibt es in der englischen Oberstufe nicht - ein solcher A-Level-Kurs mit 14 Schülern gilt auch in Pocklington als sehr groß. Daß auch Kurse eingerichtet werden, wenn nur zwei Schüler das betreffende Fach gewählt haben, ist selbstverständlich.

An staatlichen Primary Schools (Grundschulen) kommen auf einen Lehrer durchschnittlich 22,9 Schüler. Doch seit diesem Schuljahr hat sich die Lage verschärft, in einem Drittel aller staatlichen Primary School-Klassen sitzen mehr als 30 Schüler. An staatlichen Secondary Schools kommen 16,5 Schüler auf einen Lehrer. An privaten Schulen sind es jedoch nur 10,6 Schüler pro Lehrer. Ein nicht von der Hand zu weisender Vorteil für die

590 000 Kinder und Jugendlichen in privaten Schulen.

Unter den besten 500 Schulen des Landes finden sich deshalb auch nur sehr wenige staatliche Schulen. Und was eine gute Schule ist, wird nach dem Notendurchschnitt der Abiturienten bestimmt. Je mehr A-Grades im Abitur erreicht werden-, desto besser die Schule. Und A-Grades braucht man, um an die begehrten Universitäten zu kommen.

Doch auch für Privatschulen sind es schwierige Zeiten. Seit vier Jahren fallen die Schülerzahlen rezessionsbedingt. Das wirkt sich auch auf die Internate aus. Besuchten 1990 noch 118 000 Schüler private Internate, so waren es 1994 nur noch 97 000.

Wie an allen privaten Schulen, ist auch in Pocklington Leistung ein zentraler Wert. In der Assembly-Hall, wo sich allmorgendlich die Schulgemeinde vor dem Unterricht versammelt, sind auf hölzernen Tafeln die Namen der Jahrgangsbesten seit dem Jahr 1850 aufgemalt, und die Studienorte, die sie sich gewählt haben: Oxford, Cambridge, Cambridge, Oxford. Am ersten Schultag ruft Mr. Grey, der Schulleiter, denn auch zu harter Arbeit und großem Fleiß auf. Die durchgefallenen Abiturienten des letzten Jahres zeigten deutlich, wohin man komme, wenn man nicht hart genug arbeite.

Die Mädchen in ihren grauen Schuluniformen und die Jungs in blauem Anzug und Krawatte nehmen diesen Ratschlag ohne sichtbare Regung auf. Auch in Unterricht und Gottesdiensten herrscht eine für deutsche Verhältnisse kaum vorstellbare Disziplin - nicht eine Silbe geht den Schülern über die Lippen. »They are used to do what they've been told«, sagt Stephen, ein Sprachenlehrer, »are german pupils more outspoken?« Eine rethorische Frage.

Daß und wie englische Schüler ihre Meinung sagen können, läßt sich in den wöchentlichen »debates« für Juniors (elf- bis zwölfjährige) und Seniors (Oberstufenschüler) beobachten, die in der Mittagspause stattfinden. Dann wird zur Sache gesprochen. Zwei »Propo-nents« befürworten eine »Motion«, zwei

»Opponents« halten eine Rede dagegen. Wenn sie - manche in Haltung, Gestik und Mimik kleine Parlamentsabgeordnete - wenn sie darüber gesprochen haben »if boxing should be abolished« oder »if the press has the right to invade the private life of public figures«, dann hat der »floor« die Möglichkeit sich zu äußern, und er tut es in großer Offenheit und Unbekümmtheit. Die Stimmung ist konzentriert, sachlich und heiter. Beeindruckende Übungen öffentlicher Rede.

Jeden Morgen wird in der Assembly ein Bibeltext vorgelesen, freitags ist für alle Schüler und Lehrer Gottesdienst in der nahegelegenen Kirche, sonntags um neun findet dann noch einmal Gottesdienst für die Internatsschüler statt, an dem selbstverständlich auch der Schulleiter und die Housemaster der Internatshäuser teilnehmen. Die Pocklington School ist zwar nur lose mit der Church of England verbunden (ein Vertreter des Erzbischofs von York sitzt im Board of Governors, die Schule erhält keinerlei finanzielle Unterstützung der Kirche), aber religiöse Erziehung ist, wie an den meisten Privatschulen, »compulsory«, verpflichtend. Die Gottesdienste folgen der normalen Gemeindeliturgie, Schülerbeteiligung beschränkt sich auf Schriftlesungen und die Mitwirkung bei der Austeilung des Abendmahles. Nur die Geschwindigkeit, mit der die Gottesdienste durchgezogen werden und der apologetische Touch in Michaels, des Pfarrers der Schule, Worten, weisen darauf hin, daß die Säulen, auf denen das gottesdienstliche Leben ruht, mehr aus Zwang als aus innerer Akzeptanz bestehen. Aber, wie Michael den Schülern erklärt, die Gottesdienste gehörten nun mal zum educational package der Schule, und wer Christ sei, den werde das nicht stören, wer es nicht sei, habe die Möglichkeit zu erfahren, was andere glauben, und er habe Zeit, sich in der besinnlichen Atmosphäre eines Gottesdienstes seine Gedanken zu machen und zu sich zu kommen.

Der religiöse Ursprung der Schule ist aber nicht nur in den Gottesdiensten zu spüren. In der »Charity-Week« singen, basteln, spielen

und arbeiten Schüler und Lehrer zugunsten einer guten Sache. Im letzten Jahr gingen etliche hundert Pfund an ein Jugenddorf für benachteiligte Jugendliche.

Und eine der wöchentlichen »activities« nennt sich »The Speaking Newspaper«, eine auf Cassette gesprochene Zeitung, die von Schülern für Blinde oder für sehr alte Menschen, die nicht mehr lesen können, Woche für Woche hergestellt wird.

Die Unterrichtszeiten der Schule reichen fast an die Öffnungszeiten der kundenfreundlichen englischen Geschäfte heran: der Unterricht beginnt morgens um 8.45 Uhr und dauert bis 16.00 Uhr am Nachmittag, wenn nicht anschließend noch »Games practices, clubs, societies, rehearsals etc.« stattfinden - das ganze von montags bis samstags. Und für Internatsschüler findet abends zwischen 18.30 und 21.30 das Studium statt, Zeit für die Hausaufgabenerledigung - nur unterbrochen durch 45 Minuten Pause!

Wer im Internat lebt, fährt pro Schuljahr vier- bis fünfmal nach Hause, wenn er in der näheren Umgebung wohnt, also in York oder im 400 km entfernten London. Wer wie David aus Limerick in Südirland kommt, oder wie Esther aus Ungarn oder wessen Eltern im Ausland leben, wie bei Martin, dessen Vater in Brunei unterrichtet, der verbringt mehr Zeit im Internat. Auch die Hong Kong Chinesen fahren nur einmal im Jahr nach Hause, und ihre Zahl steigt, je näher die Übergabe der Kronkolonie an die Chinesen rückt. »Vielleicht hoffen die Eltern auf eine Einwanderungserlaubnis, wenn ihre Kinder schon so lange in England leben«, mutmaßt ein Kollege. Doch bislang will die Regierung nur 50000 Hong Kong Chinesen eine Einwanderungserlaubnis erteilen, auch wenn der englische Gouverneur für 3 Millionen plädiert. 10 - 15 % der Eltern von Internatsschülern leben im Ausland.

Kurios und nur durch die ganz andere Geschichte zu verstehen: In der neunten Klasse müssen die Schüler an einem von der Royal Air Force finanzierten militärischen Grund-

kurs teilnehmen. Dann laufen die Jungen und Mädchen in Armeeeinheiten mit dem Kompaß durchs Gelände, lernen Karten zu lesen und (mit scharfer Munition!) zu schießen. Einige nehmen auch Flugstunden und lernen bei der Air Force das Segelfliegen - natürlich umsonst. Klar, daß die meisten privaten Schulen an diesem Programm teilnehmen.¹

Warum geht man in England in ein Internat? Weil es noch immer eine Prestigeangelegenheit ist? Sicher auch deshalb. Doch die Zahl derer, die sich aus familiären Gründen für eine Internatsunterbringung entscheiden, steigt. Für ein Kind aus geschiedener Ehe, so ein Journalist über die Internatsbeschulung von Prinz William, sei ein Internat nun einmal der richtige Ort. Doch nicht alle Privilegierten mögen das englische »boarding school system«, in dem auch heute noch die »stiff upperlip« dominiert. Adrian, 38, ein bekannter Fernsehschauspieler und Buchautor, hat seine Zeit an der Pocklington School in keiner guten Erinnerung. Leute von privaten Schulen, sagt er, hätten ein gebrochenes Verhältnis zu Ordnungen und würden sich einbilden, sie seien etwas besseres als andere. Ganz aus der Luft gegriffen scheinen solche Bemerkungen nicht zu sein. Die Times berichtet unter der Überschrift »Lesson in humility for Harrow boys« am 9. Oktober 1995, daß die Schüler der Harrow School - einer exklusiven Jungenschule für 13000 Pfund im Jahr im Nordwesten Londons - von ihrem Schulleiter angewiesen worden seien, jegliches Verhalten zu unterlassen, das die »local population« von Harrow provozieren könnte. Vor allem ein rotnäsiges Benehmen, wie es dem Bild des »stereotypical little rich kid« entspreche, sei zu vermeiden. Der Grund: in den ersten fünf Wochen des Schuljahres sind bereits zehn Harrow-Boys von ortsansässigen Jugendlichen angegriffen worden, einer davon mit einem Messer.

»In England darf man ins Internat, in Deutschland muß man« - so wird jedenfalls

manchmal behauptet. Tatsache ist aber, daß für manche Internatsschüler das Internat die bessere Alternative zum Elternhaus ist, und das nicht nur, wenn die Eltern beruflich so stark engagiert sind, daß keine Zeit mehr für Kinder bleibt, wenn die Ehe der Eltern sich auflöst, wenn das Kind aus erster Ehe nach dem Eingehen der zweiten zum ungeliebten Stiefkind wird oder wenn das Jugendamt ein Kind aus einem sozialen Brennpunkt herausholt.

Internate sind Orte, in denen sich soziales Lernen in komprimierter Form abspielt. Immer mehr Eltern von Einzelkindern entscheiden sich deshalb für eine Internatsunterbringung, die ihrem Kind soziale Erfahrungen ermöglicht, die in der »Ein-Kind-Zwei-berufstätige-Eltern-Familie« nicht mehr gemacht werden können. Für viele Alleinerziehende, vor allem Frauen, und auch für Witwen und Witwen ist weitere Berufstätigkeit und damit ein Leben ohne staatliche Unterstützung nur durch eine Internatsunterbringung ihrer Kinder möglich. Und wenn eine deutsche Familie lange im Ausland gelebt hat, oder eine ausländische Familie nach Deutschland übersiedelt, dann ist die Eingewöhnung für die Kinder im Internat oftmals leichter zu bewerkstelligen als an normalen Schulen. Ausländische Kinder lernen durch das ständige Zusammensein mit Gleichaltrigen und durch unterstützende Maßnahmen die deutsche Sprache besser als zuhause bei ihren Eltern, die selbst kein Deutsch können. Am Trifels-gymnasium der Pfälzischen Landeskirche z.B. sind ca. 10 - 12 % aller internen Schüler ausländischer Herkunft oder haben lange im Ausland gelebt.

Die meisten kirchlichen Internate sind diakonisch ausgerichtet. Kollegien und Leitungen, die sich ihres diakonischen Auftrages bewußt sind, wissen um die besonderen Belastungen, denen viele ihrer Schüler ausgesetzt sind, und engagieren sich entsprechend - auch über ihr Pflichtenmaß hinaus.

Mit ihrer eindeutig diakonischen Ausrichtung erweisen sich Internate als genuin kirchliche

Einrichtungen. Die Schulen selbst haben es schwerer, ein eindeutig kirchliches Profil zu gewinnen.

Schuld daran trägt zu einem guten Teil die staatliche Anerkennung, mit der die Finanzierung der Personalkosten zusammenhängt. Mit dem Finanzausgleich werden neben gewichtigen finanziellen Vorteilen eine ganze Reihe von Verpflichtungen eingekauft: die staatlichen Lehrpläne sind einzuhalten, Schulgeld darf keins erhoben werden und gesetzliche Veränderungen, die die Klassengröße betreffen - und damit indirekt die Unterrichtsqualität und die Chancen für schwächere bzw. biographisch belastete Schüler - werden von kirchlichen Schulen mitgemacht. Durch einen neuen Stundenzuweisungsschlüssel hat es die rheinlandpfälzische Landesregierung geschafft, den Klassenpegel auf über 27 Schüler hochzuschrauben, in nicht wenigen Klassen sitzen schon wieder mehr als 30 Schüler. Und auch die Reform der 11. Klasse mit der Rückkehr vom teuren Kurssystem zum billigeren, weil größeren Klassenverband mit Nachteilen für schwächere Schüler, muß von kirchlichen Schulen mitgemacht werden.

Schuld daran ist auch eine Theologie, die neben anderen wichtigen kirchlichen Handlungsfeldern auch die kirchlichen Schulen vergessen hat. Dabei ist deren Zahl nicht gering. Neben den ca. 900 evangelischen Schulen für Behinderte, Berufsfachschulen, Krankenpflegeschulen, Fachhochschulen u.a. gibt es 120 allgemeinbildende Schulen mit etwa 39 000 Schülerplätzen, die durch nicht unerhebliche Zuschüsse der Landeskirchen finanziert werden. Auch auf katholischer Seite gibt es über 1000 kirchliche Schulen.² Die Hälfte der allgemeinbildenden evangelischen Schulen ist mit einem Internat verbunden, insgesamt stehen 9500 Internatsplätze zur Verfügung; auf katholischer Seite dürften es noch einmal so viele sein.

Trotz dieser beeindruckenden Zahlen müssen führende Repräsentanten der evangelischen Schulbünde ein Defizit an Theologie im Blick auf kirchliche Schulen beklagen. Karl Heinz

Pottliast, Gründungsdirektor der Hans-Ehrenbeiß-Schule in Bielefeld Sennestadt und über lange Jahre leitend in der Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Schulbünde tätig, beklagt den Mangel »an theologischer Hilfe zur Gestaltung einer solchen Schule«³ in einer Trabantenstadt. Und Hans-Karl Beckmann, ehemals Direktor des Comenius-Institutes in Münster, konstatiert: »Von einem klaren evangelischen Schulkonzept oder einer evangelischen Schultheorie kann keine Rede sein: pauschal kann man sagen, daß die Bedeutung von Erziehung und Unterricht von Landeskirchen und Theologen zwar generell erkannt, aber das spezifisch Evangelische als sekundär angesehen wird.«⁴

Dennoch gibt es in vielen Kollegien beachtliche Anstrengungen, ein spezifisch kirchliches Profil zu gewinnen: So wird im Gymnasium Andreanum in Hildesheim ein vierwöchiges Praktikum in einer sozialen Einrichtung in der 11. Klasse durchgeführt, das durch Unterrichtsveranstaltungen über diakonisches Denken begleitet wird. Am Heidehofgymnasium in Stuttgart ist man um die Partizipation aller beteiligten Gruppen bemüht und räumt Eltern und Schülern stärkere Mitspracherechte in beratenden und beschlußfassenden Gremien ein. An vielen Schulen tragen eine Fülle außerunterrichtlicher Veranstaltungen zur Verbesserung des Verhältnisses von Lehrern und Schülern ebenso bei, wie zu einer ganzheitlicheren Bildung: hoch im Kurs stehen schauspielerische und musikalische Aktivitäten mit oftmals außerordentlichen Ergebnissen. Hilfsaktionen für Kroatien und Aktionen gegen Ausländerfeindlichkeit, wie sie am Trifelsgymnasium in Annweiler durchgeführt wurden, bezeugen politisches Bewußtsein. Ein verstärktes Angebot an Gottesdiensten rundet das Bild ab. Die Häufigkeit und die Form von Gottesdiensten variiert von Schule zu Schule: in manchen Lehranstalten ist einmal pro Woche ein einstündiger Gottesdienst für alle Schüler verpflichtend, andere Schulen halten Andachten einmal die Woche während einer Pause, deren Besuch auf freiwilliger Ba-

sis erfolgt. Gemeinsam ist allen Schulen der Versuch, die Schüler an der Gestaltung der Gottesdienste zu beteiligen.

1 Solche Programme gibt es offensichtlich auch in den USA. Colin Powell, während des Golfkrieges oberster US-Offizier und 1996 wahrscheinlich Kandidat für das Amt des amerikanischen Präsidenten, schreibt in »A Soldiers Way. An Autobiography (with Joseph E. Persico)«, London, 1995, S. 555f: »After Desert Storm the American people at long last were again proud of their military, and I wanted to use this momentum to help high school youths, particularly those in troubled inner cities, by increasing the number of Junior ROTC programs. Under Junior ROTC, active duty NCOs, but mostly retired officers and noncoms teach such high school courses as citizenship, leadership, and military history. They drill the students and take them on map reading exercises and field trips.....Liberal school administrators and teachers claimed that we were trying to militarize education. Yes, I'll admit, the armed forces might get a youngster more inclined to enlist as a result of Junior ROTC. But society got a far greater payoff. Inner-city kids, many from broken homes, found stability and role models in Junior ROTC. They got a taste of discipline, the work ethic, and they experienced pride of membership in something healthier than a gang.«

2 Arbeitsgemeinschaft Freier Schulen (Hg), Handbuch Freie Schulen. Pädagogische Positionen, Träger, Schulformen und Schulen im Überblick, Hamburg 1993, S. 74

3 Karl Heinz Pottliast, Das Miteinander in der Schule. Vorschläge für eine christliche Erziehung, Gütersloh 1981, S. 70

4 Hans-Karl Beckmann, Die Situation der Gemeinschaftsschule und die Notwendigkeit evangelischer Schulen in nichtstaatlicher Trägerschaft, in: Hans-Jürgen Abromeit, Im Streit um die gute Schule. Der Beitrag der Christen, Neukirchen-Vluyn 1991, S. 60-72, hier S. 70